



1926-12-12

Das kleine Mädchen aus den polnischen Wäldern

Michaelis Karin

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19261212&seite=34&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Karin, Michaelis, "Das kleine Mädchen aus den polnischen Wäldern" (1926). *Essays*. 693.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/693

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Das kleine Mädchen aus den polnischen Wäldern.

Von Karin Michaelis

Unglaublich, wie unbedacht und kurzsichtig die Leute manchmal sind! Hat es nun einen Sinn, sich zu seinem Jubiläum einen Wintertag zu wählen, wo man jedenfalls mit Quatschwetter, Nebel oder heulendem Wind rechnen muß? Daß man nicht Herr über seinen Geburtstag ist, sei ohne weiteres zugegeben, aber über Hochzeits- und andere Tage, die Jubelfeste im Gefolge haben, ist man absolut Herr. Eugenie *Schwarzwald* hätte ihre Schule an einem Junitag beginnen sollen und nicht im trüben Dezember. Freilich, Blumen bekommt sie auch jetzt, aber es können nur Treibhausblumen sein, und das ist eine wahre Widersinnigkeit. Nein, Juni hätte es sein müssen oder ein lachender Maitag, da wären Kinder und reife Matronen zu Tausenden hinausgezogen, um die Wienerwaldhöhen zu plündern, Felder und Wiesen, Villengärten und die Wälder des Semmering, und hätte ihrer „Frau Doktor“ selbstgepflückte Blumen gebracht, die einzigen, die für sie passen. Sinn für Besitz, Freude am Besitz sind ihr fremd. Was ihr gehört, gehört allen anderen mit – wenn es ihnen gefällt oder nützen kann. Wenn sie einen hübschen Blumenstrauß oder anderen hübschen dauerhafteren Gegenstand verehrt bekommt, ist ihr erster Gedanke: Wen kann ich damit erfreuen? Es würde nichts nützen, das Geschenk an ihr festzuschmieden, sie ließe die Kette durchfeilen. Gaben, die man sie inständig bittet, „nicht weitergehen zu lassen“, verliert sie irgendwo (dafür sorgt ihr Unterbewußtsein) auf der Straße, in der Trambahn oder in anderen beräderten Fuhrwerken.

Ich kenne sie, denn ich bin beinah, ungefähr auf irgendeine Art mit ihr zur Schule gegangen. Nur mit dem kleinen Unterschied, daß ich meinen Einzug in die Welt ein Jahr und vier Monate vor ihr hielt, und daß meine Wiege in einer kleinen dänischen Provinzstadt stand und somit meine Schule auch. Genias Wiege (bis dato ist es noch sehr umstritten, inwieweit sie eine Wiege besessen hat) stand irgendwo in einem von Polens malerischen Urwäldern. Königsadler flogen ihr zu Häupten, Falken wiegten sich in den höchsten Zweigen, Waldtauben gurrten um sie her. Doch sangen auch Nachtigallen. Viele Nachtigallen! (Kommt mir nicht damit, daß es vielleicht in Polen keine Nachtigallen gebe – das muß ich wohl besser wissen!) Alle Vögel sangen über ihrer Wiege, alle lehrten sie singen.

Und, nicht wahr, wenn die Wiege in Polen stand, dann tat die Schule es wohl auch. Ich bin so ungeheuer korrekt, darum begnüge ich mich damit, zu sagen, daß ich „beinahe ungefähr“ mit ihr zur Schule gegangen bin. Daß ich es nicht völlig tat, ist mir sehr leid. Wir beide hätten einander nämlich alles sein können. Mehr noch als Kinder, glaube ich, als im reifen Alter, obgleich unsere Freundschaft uns so ziemlich alles schenkt, womit Freundschaft beglücken kann. Aber als Kinder! Sie hätte mir das große Einmaleins beigebracht und die Konjugation der schwierigen deutschen Zeitwörter, und sie hätte mich Weißrussisch gelehrt. Denkt einmal, *Weißrussisch*! Aufzuwachsen mit *Polnisch* und *Weißrussisch* und *Deutsch*! Es schwindelt einem. Aber wir wären nicht auf einem Fleck geblieben. Wir wären zusammen in die weite Welt hinausgerannt, die uns beide stets gelockt und angezogen hat, jeden auf seine Weise.

Sie ist als Kind ein Erlebnis gewesen für jeden, der sie kannte. Sicher hat sie bei Nacht leuchten können, so daß ein Strahlenschein von ihr ausging. Natürlich hat sie ihre Sorgen gehabt – welches Kind hat die nicht, aber im Vergleich zu ihrer ungestümen Lebensleidenschaft können sie nicht schwer gewogen haben. Sie ist wie ein feuerspeiender Berg gewesen, der Tag und Nacht in Tätigkeit ist. Während ich in meinem Heimstädtchen bitterlich litt, wenn ich einen Hund heulen oder ein Kind weinen hörte und im übrigen die Hände in den Schoß legte, war Genias Kinderseele schon von seltsamen, wirren Gedanken erfüllt, Welt und Menschen zu bessern. Sie war fest davon überzeugt, daß man eine Erfindung machen könne, die imstande sei, alle Kinder von allen Sorgen zu kurieren. Und sie war ebenso fest entschlossen, so lange zu lernen, bis sie selbst diese Erfindung gemacht hatte.

Wie die Aufgabe zu lösen war, wußte sie wohl nicht. Aber *eins* wußte sie: Die Schule war das Traurigste auf der Welt, die Schule war der böse Zauberer, Sklaverei und Tretmühle, Kerker und tristester Trübsinn, die Schule war ein schrecklicher Vampir, der den Kindern das Herzblut aussog. Und – leider – waren viele Heime nicht besser!

Unwillkürlich formte sich der Gedanke und wurde zu einem bestimmten Plan. Sie, sie selbst wollte den Menschen rings auf Erden zeigen, wie man eine Schule schuf, die weder Sorgen noch Langweile kannte, sondern nur Freude. Eine Schule, wo man die ganze Welt kennen lernte, als wären die Unterrichtsstunden weite Reisen, eine Schule, die aus Lachen und Singen bestand, wo man alles so leicht lernte, wie man ein Lied singt und im Tanz über den Rasen schwebt. Sie wollte auch den Erwachsenen erzählen, wie sie es machen sollten. Wollte zu Fuß von Dorf zu Dorf ziehen (große Städte existierten noch nicht für sie) und überall so lange bleiben, bis die Kinder es in der Schule schön hatten. So wunderschön, daß sie als alte Leute, wenn sie am Stock humpelten oder in der Ofenecke hockten, so voll von köstlichen Schulerinnerungen waren, daß sie bis zum letzten Atemzug selig lächelten.

Dies war Genias Leitgedanke. Den kann niemand ihr rauben und niemand verringern. Sie war noch ein Kind, als der Gedanke in ihr geboren wurde. Sie war erblühende Jungfrau, als er reifte. Warten konnte und wollte sie nicht, bis sie alle Weisheit der Welt studiert hatte. Gleich, sofort wollte sie anfangen. Und sie ging aufs Lehrerinnenseminar. Sie lernte – daß dies *nicht* der Weg sei. Sollte sie ihren Gedanken durchführen, mußte sie ganz frei sein. Sie konnte sich nicht auf etwas einlassen, das wie ein Korsett schnürte oder wie Stiefel, Handschuhe und Krawatten einengte.

Es war leicht zu sagen: Ich will frei sein! Aber wie wurde man es? Genia war arm, doch „aus guter Familie“, sie hatte tausend Rücksichten zu nehmen. Sie wußte, daß im Herzen Europas ein kleines Paradies der Freiheit lag, wohin alle flüchteten, die wegen aufrührerischer Ansichten gehaßt und verfolgt wurden. Das wurde ihr Land. Sie zog in die *Schweiz*, um zu studieren. Zu Anfang hatte sie sich wohl allerlei über die revolutionären russischen Studenten zurechtgeträumt. Sie waren in Wirklichkeit nicht ganz so, wie in ihrer Vorstellung. Sie dachten nicht genug an die kleinen Kinder, die in langweilige Schulen gingen und es daheim nicht besser hatten. Dies ist wohl der Grund, daß sie weder Anarchistenführer noch sonstwie [sonst wie] Reformator wurde. Aber sie wurde rasch die Seele einer Schar junger Menschen, die alle Licht empfangen von dem Licht, das ihre Persönlichkeit ausstrahlte.

Aus Zürich schrieb Genia ihren ersten Brief an mich. Eine kleine Erzählung von mir war im „Zuschauer“ erschienen, worüber ich sehr stolz war. Sie wurde in der Uebersetzung von den Züricher Studenten gelesen, die kaum ahnten, daß eine Gleichaltrige sie geschrieben hatte. Jedenfalls war der von mehreren unterzeichnete Brief in einem Ton gehalten, der mir höchlichst behagte, einer Art ehrerbietiger Bewunderung, wie man sie uralten Menschen erweist. Wir begegneten einander erst im

Winter 1910/11 und hatten in den dazwischenliegenden dreizehn bis vierzehn [Jahren] nichts voneinander gesehen oder gehört.

Von der Freundschaft, die in der ersten Stunde zwischen uns erwuchs, will ich nicht reden, sie ist eine Sache für sich, die mit dem Jubeltag nichts zu tun hat. Aber in Wien sah ich die *Schule*. Ihre Schule. „Die Schule der Freude.“ Und zum erstenmal im Leben wünschte ich mir meine Kindheit zurück, eine neue, in dieser Schule verbrachte Kindheit. Da dies ein frommer Wunsch bleiben mußte, obgleich ich, auf Ehre, oft allen Ernstes beschloß, trotz meiner Betagtheit, dort mein Abitur zu machen, wozu aber immer die Zeit fehlte – so schrieb ich „Die Schule der Freude“, ein Buch, das von Genias Schule, ihren Lehrern und Schülern handelt. Dies Buch hat ihr auch im Norden viele Herzen gewonnen. Bei Kriegsausbruch lag es versandfertig in Langens Verlag – aber die Leute hatten an anderes zu denken als an Bücher über Schule und Freude. Dem Kriege folgte die Nachkriegszeit mit all ihrer Not. Das Buch mußte gründlich umgearbeitet werden, um sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Das ist noch nicht geschehen. Darum ist „Die Schule der Freude“, das kleine Monument, das ich Genia errichtete, außerhalb des Nordens nicht bekannt.

.....

Ich bin weit herumgekommen und habe den bunten Wechsel des Lebens geschaut. Kein Erlebnis steht in so ungeschwächtem Strahlenglanz vor meiner Seele, wie die erste Zeit in Wien, nachdem ich Genia kennengelernt hatte. Ich war in ihrem Heim nicht als Gast aufgenommen, sondern wie eine Art Inventar (ein gemütlicher Lehnstuhl oder ein weicher Fußschemmel). Ich saß und schrieb, wie es meine Gewohnheit ist, dem Teufel ein Ohr ab. Den ganzen Vormittag war es still im Hause. Still, bis zu dem Augenblick, wo Genia hereinbrauste, hereinwirbelte, den Arm voll Blumen und einen Schweif jüngster und junger Jugend hinter sich. Die Blumen wurden in Wasser gesetzt, bis sie sie ein paar Stunden später verschenkte. Wir saßen, erwartungsvoll wie Kinder am Heiligabend, um den Tisch. Genia pflegte die Suppe von sich zu schieben und plauderte, während wir löffelten. O, wie sie erzählte! Erzählte, daß ich Augen und Ohren sperrangelweit aufriß, um mir nicht soviel wie ein Komma entgehen zu lassen. Wie *sie* erzählte, hat niemand erzählen können, weder vorher noch später, ja . . . *nicht einmal sie selbst*. Es war ja, ehe der Krieg jedem fühlenden Menschen eine unheilbare Wunde schlug. Und was Genia erzählte – mochte es nun zum Lachen oder Weinen sein – drehte sich ja alles um Kinder. Ich habe fürwahr nie geahnt, was der Begriff „Kind“ in sich schließt, ehe Genia ihn mir deutete. *Kind* . . . das ist Lächeln und Tränen zugleich. Später, viele viele Jahre später, habe ich meine eigenen Landsleute, die sie kennengelernt hatten, sagen hören: Keiner kann vorlesen wie sie! Keiner kann einen Vortrag halten wie sie! . . . Das ist sicher wahr. Aber es ist alles nichts gegen jene goldenen Jahre, so sie heimkam, ein Obstbaum im Blütenschnee, der seine Blätter über uns niederrieseln ließ. Dies holde Bild ist die beste Illustration zu ihren Erzählungen. Das Lächeln, das in unseren Gesichtern aufblühte, erlosch nicht. Es blieb noch lange, nachdem sie selbst – wieder wie ein Frühlingsrauschen – fortgestürmt war, abermals in ihre Schule. Sie lebte nicht ihr eigenes Leben, sie lebte das ihrer fünfhundert Kinder, oder wie viele es nun waren. Sie liebte, wie es eine echte Mutter, *das* Kind am innigsten, das ihrer im Augenblick am meisten bedurfte. Wie manchen bitteren Kampf hat sie nicht mit Eltern und Vormündern geführt, um den Seelenfrieden der Kinder zu hüten. . . .

Aber während ich unwandelbar an die Dauer ihres Einflusses auf die Jugend glaubte, war sie selbst – mit einem Lächeln, hinter dem sich Tränen bargen – vom Gegenteil überzeugt. Sie glaubte *nicht*, daß die Erziehung bleibenden Einfluß auf den Menschen habe. Um so bewundernswerter ist es, daß sie trotz ihrer Skepsis vermochte, den Kindern die Schule zum Paradies zu machen. Hätte ich es von einer oder zwei oder zehn Seiten gehört, könnte man meinen, daß ich aus Freundschaft übertreibe, aber Hunderte erwachsener verheirateter Frauen haben es mir gesagt, aus aller Herren Länder, auch drüben in Amerika: Die Schulzeit in „Frau Doktors“ Schule in Wien war ein Fest! War und blieb die beste und schönste, die reichste, wärmste, fröhlichste Zeit unseres Lebens. . . .

Ich habe ja nicht alle Schulen gesehen, *all over the world*, und es mag sein, daß es eine oder mehrere gibt, die der „Schule der Freude“ in Wien gleichen, aber ich möchte meinen Quadratkopf zum Pfand setzen, daß sie dann nach Genias Muster gebildet sind. Wohl gibt es jetzt eine Menge Schulen, wo Kinder sich amüsieren, keinen Zwang kennen und – nichts lernen. Aber eine Schule, wo rege gearbeitet wird und die Arbeit allen jungen Menschenkindern wie ein freudeglühendes Spiel vorkommt – das dürfte die Seltenheit, das Einzigdastehende sein.

Der Krieg stellte alles auf den Kopf. Die Schule wuchs im Verlauf weniger Wochen um das Doppelte, statt fünfhundert Schüler zählte sie tausend, wovon die Hälfte Flüchtlingskinder aus fremdsprachigen Gegenden des Reiches waren. Dadurch verwandelte sich die Schule unwillkürlich. Und gerade zu jener Zeit beanspruchte man von allen Seiten Genias Hülfe [Hilfe] als Administrator, was sie von Gottes Gnaden ist. Ihr Einsatz im Kriege kann nicht bemessen und soll hier nicht abgeschätzt werden. Aber ich möchte wohl das Gedankenexperiment aufstellen, daß alle, denen Genia in und nach dem Kriege mit Rat und Tat beigestanden hat, *jetzt* kämen, um ihr zu danken. In Wiens Straßen würde kein Platz für Trambahn und Autos bleiben, denn eine Völkerwanderung sondergleichen würde sich den ganzen Tag und bis tief in die Nacht durch die Josefstädterstraße drängen. . . .

Gedankenexperiment! Ja, denn viele, viele, die kommen würden, sind längst tot, andere haben *vergessen*, wer in der Stunde der Not alles beiseite schob, um zu helfen und lindern. Und wieder andere sind weit über die Welt zerstreut, so daß man sie nicht zusammenrufen kann.

Materielle Hilfeleistung, *wenn man die Mittel dazu hat*, rechne ich nicht als seelische Großtat. Sie ist einfache Pflicht des Individuums seinen Mitmenschen gegenüber. Aber teils hatte Genia *nicht* die Mittel, sie schaffte sie erst. (Ich habe sie manchmal im Verdacht gehabt, sie sich als nächtlicher Fassadekletterer von reichen Ausländern zu holen.) Teils half sie noch mehr moralisch als materiell. Ich kenne niemanden, weder Mann noch Frau, der auf so schöne und wenig verletzende Weise geben kann, wie sie. Sie gab sich den Menschen. Und handelte es sich nur um Minuten, so gab sie sich in diesen Minuten bis zum letzten Blutstropfen. Wenn sich die Tür hinter dem einen schloß und der andere eintrat, hatte sie die Lebenskraft und Elastizität [soc] [Elastizität], den Scheidenden über dem Kommenden zu vergessen. Sonst wäre sie auch zugrunde gegangen.

Wenn „die Schule der Freude“, die sie in den letzten Jahren vor dem Kriege bis in alle Einzelheiten geplant hat, zu der der Grund gekauft war und das Modell fertig stand, wenn diese Schule einmal in diesem oder jenem Lande gebaut wird, dann wird man ihr, die den Begriff *Freude* in Verbindung mit *Schule* brachte, ein Denkmal errichten. Und ich weiß auch, wie dies Denkmal aussehen soll: *Ein kleines Mädchen mit staubigen Schühlein, ohne Hut, ohne Mantel und ohne Handschuh. Sie soll schreckliche Eile haben, so daß man ordentlich sieht, wie sich der Wind in ihren Röckchen fängt. Sie ist auf ihrer Erdenwanderung, um alle kleinen Kinder zu lehren, wie eine Schule sein soll.* Und rings um das Denkmal sollen eine Menge Bänke stehen, und auf den Bänken sollen Kinder sitzen, die in ihren Schulbüchern lesen, und große Mädchen, die zwischen den Buchseiten ihre ersten Liebesbriefe verstecken. Die Kleine droben auf dem Denkmal, die es so eilig hat, lächelt ihr glücklichstes Lächeln auf sie alle herab. Ihr Traum hat sich erfüllt.

Laßt das Leben so schwer sein, wie es will, ist die Kindheit licht gewesen, hat man Kraft, alles Kommende zu tragen.

Sie, die geniale Frau, hat kein geniales Werk geschrieben, hat keine geniale Erfindung gemacht. Sie, die geborne [geborene] Künstlerin, hat kein spezielles Talent entfaltet, weder als Malerin, Dichterin oder Schauspielerin. Bei ihr setzte sich die Kunst in Leben um, die Genialität in Tat. Sie schuf das Höchste und Schönste, das geschaffen werden kann: Die Freude des Kindes, erlöste es vom Schwersten: seinem Kummer.

.....

Und jetzt, im regnerischen Dezember, sind es fünfundzwanzig Jahre her, daß das kleine Mädchen aus den polnischen Wäldern als Leiterin einer armseligen kleinen Schule begann, die sich stark wachsen und eine Führerstellung einnehmen sollte unter den führenden Schulen Europas.

Nueri bei Svendborg, Dänemark, Dezember 1926.

Das kleine Mädchen aus den polnischen Wäldern.

Von Karin Michaelis.

Unglaublich, wie unbedacht und kurzfristig die Leute manchmal sind! Hat es nun einen Sinn, sich zu seinem Jubiläum einen Wintertag zu wählen, wo man jedenfall mit Quatschwehler, Herr oder heulendem Wind rechnen muß? Daß nun nicht, Fabel über seinen Geburtstag ist, sei ohne weiteres zugegeben, aber über Hochzeits- und andere Tage, die Jubelstiege im Gefolge haben, ist man absolut Herr. Eugenie Schwaartzwald hätte ihre Schule an einem Feiertag beginnen sollen und nicht im trüben Dezember. Freilich, Blumen bekommt sie auch jetzt, aber es können nur Treibhausblumen sein, und das ist eine wahre Widerwärtigkeit. Nein, Juni hätte es sein müssen oder ein lachsender Mai-tag, da wären Kinder und reife Matronen zu Taufenden hinausgezogen, um die Wienerwaldhöhen zu plündern, Felder und Wiesen, Billengärten und die Wälder des Semmering, und hätte ihrer „Frau Doktor“ selbstgepflückte Blumen ge-

bracht, die einzigen, die für sie passen. Sinn für Besitz, Freude am Besitz sind ihr fremd. Was ihr gehört, gehört allen anderen mit — wenn es ihnen gefällt oder nützen kann. Wenn sie einen hübschen Blumenstrauß oder anderen hübschen dauerhaften Gegenstand verehrt bekommen, ist ihr erster Gedanke: Wen kann ich damit erfreuen? Es würde nichts nützen, das Geschenk an ihr festzuschmieden, sie ließe die Kette durchheilen. Gaben, die man sie inständig bittet, „nicht weitergehen zu lassen“, verliert sie irgendwo. Dafür sorgt ihr Unterbewußtsein auf der Straße, in der Trambahn oder in anderen berähterten Fußwegen.

Ich kenne sie, denn ich bin beinahe, ungefähr auf irgendeine Art mit ihr zur Schule gegangen. Nur mit dem kleinen Unterschied, daß ich meinen Einzug in die Welt ein Jahr und vier Monate vor ihr hielt, und daß meine Wiege in einer kleinen dänischen Provinzstadt stand und somit meine Schule auch. Genias Wiege (bis dato ist es noch sehr unstritten, inwieweit sie eine Wiege besessen hat) stand irgendwo in einem von Polens malerischen Schwäldern. Königlichsten flogen ihr zu Häupten, Falken umlegten sich in den höchsten Zweigen, Waldtauben gurkten um sie her. Doch sangen auch Nachtigallen. Viele Nachtigallen! Kommt mir nicht damit, daß es vielleicht in Polen keine Nachtigallen gebe — das muß ich wohl besser wissen! Alle Vögel sangen über ihrer Wiege, alle lehrten sie singen.

Und, nicht wahr, wenn die Wiege in Polen stand, dann tat die Schule es wohl auch. Ich bin so unglücklich, korrek, darum begnüge ich mich damit, zu sagen, daß ich „nahe ungefähr“ mit ihr zur Schule gegangen bin. Daß ich es nicht völlig tat, ist mir sehr leid. Wir beide hätten einander nämlich alles sein können. Mehr noch als Kinder, glaube ich, als im reifen Alter, obgleich unsere Freundschaft uns so ziemlich alles schenkt, womit Freundschaft beglücken kann. Aber alas Kinder! Sie hätte mir das große Einmaleins beigebracht und die Konjugation der schwierigen deutschen Zeitwörter, und sie hätte mich Weißrussisch gelehrt. Denkt einmal, Weißrussisch! Aufzuwachen mit Polnisch und Weirussisch und Deutsch! Es schwindelt einem. Aber wir wären nicht auf einem Fleck geblieben. Wir wären zusammen in die weite Welt hinausgerannt, die uns beide stets gelockt und angezogen hat, jeden auf seine Weise.

Sie ist als Kind ein Erlebnis gewesen für jeden, der sie kannte. Sicher hat sie bei Nacht leuchten können, so daß ein Straßensicher von ihr ausging. Natürlich hat sie ihre Sorgen gehabt — welches Kind hat die nicht, aber im Vergleich zu ihrer ungestümen Lebensleidenschaft können die nicht schwer gewogen haben. Sie ist wie ein feuerlöschender Berg schwer, der Tag und Nacht in Tätigkeit ist. Während ich in meinem Heimstädtchen bitterlich litt, wenn ich einen Hund heulen oder ein Kind weinen hörte und im übrigen die Hände in den Schoß legte, war Genias Kinderseele schon von selbstamen, wirren Gedanken erfüllt, Welt und Menschen zu seßern. Sie war fest davon überzeugt, daß man eine Erfindung machen könne, die in der Lage sei, alle Kinder von allen Sorgen zu kurieren. Und sie war ebenso fest entschlossen, so lange zu lernen, bis sie selbst diese Erfindung gemacht hatte.

Wie die Aufgabe zu lösen war, mußte sie wohl nicht. Aber ein s mußte sie: Die Schule war das Traurigste auf der Welt, die Schule war der böse Zauberer, Sklave, der Tretmühle, Kerker und trübseliger Trübsinn, die Schule war ein schrecklicher Vampir, der den Kindern das Herzblut auszog. Und — leider — waren die Heime nicht besser!

Unwillkürlich formte sich der Gedanke und wurde zu einem bestimmten Plan. Sie, sie selbst wollte den Menschen rings auf Erden zeigen, wie man eine Schule schuf, die weder Sorgen noch Langweile kannte, sondern nur Freude. Eine Schule, wo man die ganze Welt kennen lernte, als wären die Unterrichtsstunden weite Reisen, eine Schule, die aus Lachen und Singen bestand, wo man alles so leicht lernte, wie man ein Lied singt und im Tanz über den Rasen schwebt. Sie wollte auch den Erwachsenen erzählen, wie sie es machen sollte. Wollte zu Fuß von Dorf zu Dorf ziehen (große Städte existierten noch nicht für sie) und überall so lange bleiben, bis

die Kinder es in der Schule schön hatten. So wunderschön, daß sie als alte Leute, wenn sie am Stock humpelten oder in der Dsencke hockten, so voll von köstlichen Schulerinnerungen waren, daß sie bis zum letzten Atemzug lachend lächelten.

Dies war Genias Leitgedanke. Den kann niemand ihr rauben und niemand verringern. Sie war noch ein Kind, als der Gedanke in ihr geboren wurde. Sie war erblühende Jungfrau, als er reifte. Warten konnte und wollte sie nicht, bis sie alle Weisheit der Welt studiert hatte. Gleich, sofort wollte sie anfangen. Und sie ging aufs Lehrerinnenseminar. Sie lernte — daß dies nicht der Weg sei. Sollte sie ihren Gedanken durchführen, mußte sie ganz frei sein. Sie konnte sich nicht auf etwas einlassen, das wie ein Korsett schnürte oder wie Stiefel, Handschuhe und Kravatten einengte.

Es war leicht zu sagen: Ich will frei sein! Aber wie wurde man es? Genia war arm, doch „aus guter Familie“, sie hatte tausend Rücksichten zu nehmen. Sie wußte, daß im Herzen Europas ein kleines Paradies der Freiheit lag, wohin alle flüchteten, die wegen aufrührerischer Ansichten gehaßt und verfolgt wurden. Das wurde ihr Land. Sie zog in die Schweiz, um zu studieren. Zu Anfang hatte sie sich wohl allerlei über die revolutionären russischen Studenten zurechtgeträumt. Sie waren in Wirklichkeit nicht ganz so, wie in ihrer Vorstellung. Sie dachten nicht genug an die kleinen Kinder, die in langweilige Schulen gingen und es daheim nicht besser hatten. Dies ist wohl der Grund, daß sie weder Anarchistenführer noch sonstwie Reformator wurde. Aber sie wurde rasch die Seele einer Schar junger Menschen, die alle Licht empfangen von dem Licht, das ihre Persönlichkeit ausstrahlte.

Aus Zürich schrieb Genia ihren ersten Brief an mich. Eine kleine Erzählung von mir war im „Aufhauer“ erschienen, worüber ich sehr stolz war. Sie wurde in der Uebersetzung von den Züricher Studenten gelesen, die kaum ahnten, daß eine Gleichaltrige sie geschrieben hatte. Jedenfalls war der von mehreren unterzeichnete Brief in einem Ton gehalten, der mir höchlichst behagte, einer Art ehrerbietiger Bewunderung, wie man sie uralten Menschen erweist. Wir begegneten einander erst im Winter 1910/11 und hatten in den dazwischenliegenden dreizehn bis vierzehn nichts voneinander gesehen oder gehört.

die Kinder es in der Schule schön hatten. So wunderschön, daß sie als alte Leute, wenn sie am Stock humpelten oder in der Dsencke hockten, so voll von köstlichen Schulerinnerungen waren, daß sie bis zum letzten Atemzug lachend lächelten.

Dies war Genias Leitgedanke. Den kann niemand ihr rauben und niemand verringern. Sie war noch ein Kind, als der Gedanke in ihr geboren wurde. Sie war erblühende Jungfrau, als er reifte. Warten konnte und wollte sie nicht, bis sie alle Weisheit der Welt studiert hatte. Gleich, sofort wollte sie anfangen. Und sie ging aufs Lehrerinnenseminar. Sie lernte — daß dies nicht der Weg sei. Sollte sie ihren Gedanken durchführen, mußte sie ganz frei sein. Sie konnte sich nicht auf etwas einlassen, das wie ein Korsett schnürte oder wie Stiefel, Handschuhe und Kravatten einengte.

Es war leicht zu sagen: Ich will frei sein! Aber wie wurde man es? Genia war arm, doch „aus guter Familie“, sie hatte tausend Rücksichten zu nehmen. Sie wußte, daß im Herzen Europas ein kleines Paradies der Freiheit lag, wohin alle flüchteten, die wegen aufrührerischer Ansichten gehaßt und verfolgt wurden. Das wurde ihr Land. Sie zog in die Schweiz, um zu studieren. Zu Anfang hatte sie sich wohl allerlei über die revolutionären russischen Studenten zurechtgeträumt. Sie waren in Wirklichkeit nicht ganz so, wie in ihrer Vorstellung. Sie dachten nicht genug an die kleinen Kinder, die in langweilige Schulen gingen und es daheim nicht besser hatten. Dies ist wohl der Grund, daß sie weder Anarchistenführer noch sonstwie Reformator wurde. Aber sie wurde rasch die Seele einer Schar junger Menschen, die alle Licht empfangen von dem Licht, das ihre Persönlichkeit ausstrahlte.

Aus Zürich schrieb Genia ihren ersten Brief an mich. Eine kleine Erzählung von mir war im „Aufhauer“ erschienen, worüber ich sehr stolz war. Sie wurde in der Uebersetzung von den Züricher Studenten gelesen, die kaum ahnten, daß eine Gleichaltrige sie geschrieben hatte. Jedenfalls war der von mehreren unterzeichnete Brief in einem Ton gehalten, der mir höchlichst behagte, einer Art ehrerbietiger Bewunderung, wie man sie uralten Menschen erweist. Wir begegneten einander erst im Winter 1910/11 und hatten in den dazwischenliegenden dreizehn bis vierzehn nichts voneinander gesehen oder gehört.

Von der Freundschaft, die in der ersten Stunde zwischen uns erwuchs, will ich nicht reden, sie ist eine Sache für sich, die mit dem Jubeltag nichts zu tun hat. Aber in Wien sah ich die Schule. Ihre Schule. „Die Schule der Freude.“ Und zum erstenmal im Leben wünschte ich mir meine Kindheit zurück, eine neue, in dieser Schule verbrachte Kindheit. Da dies ein frommer Wunsch bleiben mußte, obgleich ich, auf Ehre, ob allen Ernstes beschloß, trotz meiner Betagtheit, dort mein Abitur zu machen, wozu aber immer die Zeit fehlte — so schrieb ich „Die Schule der Freude“, ein Buch, das von Genias Schule, ihren Lehrern und Schülern handelt. Dies Buch hat ihr auch im Norden viele Herzen gewonnen. Bei Kriegsausbruch lag es versandfertig in Langens Berlog — aber die Leute hatten an anderes zu denken als an Bücher über Schule und Freude. Dem Kriege folgte die Nachkriegszeit mit all ihrer Not. Das Buch mußte gründlich umgearbeitet werden, um sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Das ist noch nicht geschehen. Darum ist „Die Schule der Freude“, das kleine Monument, das ich Genia errichtete, außerhalb des Nordens nicht bekannt.

Ich bin weit herumgekommen und habe den bunten Wechsel des Lebens geschaut. Kein Erlebnis steht in so ungeschwächtem Strahlenglanz vor meiner Seele, wie die erste Zeit in Wien, nachdem ich Genia kennengelernt hatte. Ich war in ihrem Heim nicht als Gast aufgenommen, sondern wie eine Art Inventar (ein gemütlicher Lehnsstuhl oder ein weicher Fuchschimmel). Ich sah und schrieb, wie es meine Gewohnheit ist, dem Teufel ein Ohr ab. Den ganzen Vormittag war es still im Hause. Still, bis zu dem Augenblick, wo Genia hereinbrauste, hereinwirbelte, den Arm voll Blumen und einen Schweiß jüngerer und jungerer Jugend hinter sich. Die Blumen wurden in Wasser gesetzt, bis sie ein paar Stunden später verschäute. Wir saßen, erwartungsvoll wie Kinder am Heiligabend, um den Tisch.

Genia pflegte die Suppe von sich zu schieben und plauderte, während wir löselten. O, wie sie erzählte! Erzählte, daß ich Augen und Ohren sperrangelweit aufriß, um mir nicht soviel wie ein Komma entgehen zu lassen. Wie sie erzählte, hat niemand erzählen können, weder vorher noch später, ja . . . nicht einmal sie selbst. Es war ja, ehe der Krieg jedem fühlenden Menschen eine unheilbare Wunde schlug. Und was Genia erzählte — mochte es nun zum Lachen oder Weinen sein — drehte sich ja alles um Kinder. Ich habe fürwahr nie geahnt, was der Begriff „Kind“ in sich schließt, erhe Genia ihn mir deutete. Kind . . . das ist Lächeln und Tränen zugleich. Später, viele Jahre später, habe ich meine eigenen Landsleute, die sie kennengelernt hatten, jagen hören: Keiner kann vorlesen wie sie! Keiner kann einen Vortrag halten wie sie! . . . Das ist sicher wahr. Aber es ist alles nichts gegen jene goldenen Jahre, wo sie heimkam, ein Obstbaum im Blütenstadium, der seine Blätter über uns niederrieseln ließ. Dies holde Bild ist die beste Illustration zu ihren Erzählungen. Das Lächeln, das in unseren Gesichtern aufblühte, erlosch nicht. Es blieb noch lange, nachdem sie selbst — wieder wie ein Frühlingsrauschen — fortgestürzt war, abermals in ihre Schule. Sie lebte nicht ihr eigenes Leben, sie lebte das ihrer fünfshundert Kinder, oder wie viele es nun waren. Sie liebte, wie eine echte Mutter, das Kind am innigsten. Das ihrer im Augenblick am meisten bedurfte. Wie manchen bitteren Kampf hat sie nicht mit Eltern und Vormündern geführt, um den Seelenfrieden der Kinder zu hüten. . . .

Aber während ich unwandelbar an die Dauer ihres Einflusses auf die Jugend glaubte, war sie selbst — mit einem Lächeln, hinter dem sich Tränen bargen — vom Gegenteil überzeugt. Sie glaubte nicht, daß die Erziehung bleibenden Einfluß auf den Menschen habe. Um so bewundernswürdiger ist es, daß sie trotz ihrer Skepsis vermochte, den Kindern die Schule zum Paradies zu machen. Hätte ich es von daher, oder zwei oder zehn Jahre gehört, könnte man meinen, daß ich aus Freundschaft übertreibe, aber Hunderte erwachsener verheirateter Frauen haben es mir gesagt, aus aller Herren Länder, auch drüben in Amerika: Die Schulzeit in „Frau Doktors“ Schule in Wien war ein Fest! War und blieb die beste und schönste, die reichste, wärmste, fröhlichste Zeit unseres Lebens. . . .

Ich habe ja nicht alle Schulen gesehen, all over the world, und es mag sein, daß es eine oder mehrere gibt, die der „Schule der Freude“ in Wien gleichen, aber ich möchte meinen Quadratkopf zum Pfand setzen, daß sie dann nach Genias Muster gebildet sind. Wohl gibt es jetzt eine Menge Schulen, wo Kinder sich amüsieren, keinen Zwang kennen und — nichts lernen. Aber eine Schule, wo rege gearbeitet wird und die Arbeit allen jungen Menschenkindern wie ein freudbeglühendes Spiel vorkommt — das dürfte die Seltenheit, das Einzigdastehende sein.

Der Krieg stellte alles auf den Kopf. Die Schule wuchs im Verlauf weniger Wochen um das Doppelte, statt fünfshundert Schüler zählte sie tausend, wovon die Hälfte Flüchtlingkinder aus fremdsprachigen Gegenden des Reiches waren. Dadurch verwandelte sich die Schule unwillkürlich. Und gerade zu jener Zeit beanspruchte man von allen Seiten Genias Hilfe als Administrator, was sie von Gottes Gnaden ist. Ihr Einsatz im Kriege kann nicht bemessen und soll hier nicht abgeschätzt werden. Aber ich möchte wohl das Gedankenexperiment aufstellen, daß alle, denen Genia in und nach dem Kriege mit Rat und Tat beigetragen hat, jetzt kämen, um ihr zu danken. In Wiens Straßen würde kein Platz für Trambahn und Autos bleiben, denn eine Völkerwanderung sondergleichen würde sich den ganzen Tag und bis tief in die Nacht durch die Josefstadtstraße drängen. . . .

Gedankenexperiment! Ja, denn viele, viele, die kommen würden, sind längst tot, andere haben vergessen, wer in der Stunde der Not alles beiseite schob, um zu helfen und lindern. Und wieder andere sind weit über die Welt zerstreut, so daß man sie nicht zusammenrufen kann. Materielle Hilfeleistung, wenn man die Mittel dazu hat, rechne ich nicht als seelische Großtat. Sie ist einfache Pflicht des Individuums seinen Mitmenschen gegenüber. Aber teils hatte Genia nicht die Mittel, sie schaffte sie erst. (Ich habe sie manchmal im Verdacht gehabt, sie sich als nächstlicher Fassadekletterer von reichen Ausländern zu holen.) Teils half sie noch mehr moralisch als materiell. Ich kenne niemanden, weder Mann noch Frau, der auf so schöne und wenig verlegende Weise geben kann, wie sie. Sie gab sich den Menschen. Und handelte es sich nur um Minuten, so gab sie sich in diesen Minuten bis zum letzten Blutstropfen. Wenn sich die Tür hinter dem einen schloß und der andere eintrat, hatte sie die Lebenskraft und Elastizität, den Scheidenden über dem Kommenden zu vergessen. Sonst wäre sie auch zugrunde gegangen.

Wenn „die Schule der Freude“, die sie in den letzten Jahren vor dem Kriege bis in alle Einzelheiten geplant hat, zu der der Grund gekauft war und das Modell fertig stand, wenn diese Schule einmal in diesem oder jenem Lande gebaut wird, dann wird man ihr, die den Begriff Freude in Verbindung mit Schule brachte, ein Denkmal errichten. Und ich weiß auch, wie die Denkmal aussehen soll: Eine kleine Mädchen mit staubigen Schühlein, ohne Hut, ohne Mantel und ohne Handschuh. Sie soll schreckliche Eitel haben, so daß man ordentlich sieht, wie sie sich der Wind in ihren Mädchenhaaren fängt. Sie ist auf ihrer Erdenwanderung, um alle kleinen Kinder zu lehren, wie eine Schule sein soll. Und rings um das Denkmal sollen eine Menge Bänke stehen, und auf den Bänken sollen Kinder sitzen, die in ihren Schulbüchern lesen, und große Mädchen, die zwischen den Buchseiten ihre ersten Liebesbriefe verstecken. Die kleine droben auf dem Denkmal, die es so eilig hat, lächelt ihr glücklichstes Lächeln auf sie alle herab. Ihr Traum hat sich erfüllt.

Lastet das Leben so schwer sein, wie es will, ist die Kindheit nicht gewesen, hat man Kraft, alles Kommende zu tragen.

Sie, die geniale Frau, hat kein geniales Werk geschrieben, hat keine geniale Erfindung gemacht. Sie, die geborne Künstlerin, hat kein spezielles Talent entfaltet, weder als Malerin, Dichterin oder Schauspielerin. Bei ihr setzte sich die Kunst in Leben um, die Genialität in Tat. Sie schuf das Höchste und Schönste, das geschaffen werden kann: Die Freude des Kindes, erlöste es vom Schwersten: seinem Kummer.

Und jetzt, im regnerischen Dezember, sind es fünfshundzwanzig Jahre her, daß das kleine Mädchen aus den polnischen Wäldern als Leiterin einer armen kleinen Schule begann, die sich stark wachsen und eine Führerstellung einnehmen sollte unter den führenden Schulen Europas.

Ruere bei Svendberg, Dänemark, Dezember 1928.